

Der Gewalt widerstehen?

Strategien für ein gewaltfreieres Zusammenleben

Wege, die alltägliche Gewalt in Beziehungen und Familien zu überwinden, weist ein geschlechtsspezifischer Blick. Er erkennt hinter Tätern und Opfern auch gesellschaftliche Strukturen. Einzelne wie Institutionen – auch die Kirche – haben hier Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen.

● Gewalt schockiert und paralyisiert; Gewalt behindert die Entwicklung und beschädigt Lebensmöglichkeiten – vor allem, wenn sie von Menschen ausgeübt wird, die man liebt. Gewalt in sozialen Nahbeziehungen steht zudem in großem Widerspruch zu dem gesellschaftlich vermittelten und internalisierten Bild intimen Zusammenlebens vieler Menschen, wonach familiäre Beziehungen als Ort der Geborgenheit, der Zärtlichkeit und Liebe vorgestellt werden. Dennoch charakterisiert Gewalt häufig den normalen Alltag vieler Menschen und nicht die Ausnahme, sodass wir es hier mit einem verbreiteten sozialen Problem zu tun haben. Um es am Beispiel physischer Gewalt deutlich zu machen: Internationalen Studien zufolge werden zwischen 60% und 90% der Kinder vom Säuglingsalter an mit körperlicher Strafe erzogen. 10% bis 30% dieser »Strafen« stellen schwere Gewalttaten dar. Frauen erleiden zu rund 20% physische Gewalt.¹

Die Frage, wie Gewalt gemindert oder gar verhindert werden kann, führt zunächst unweigerlich zur Frage, wie Gewalt verursacht wird und wie sie sich verstehen lässt. Ohne dieser Frage hier näher nachgehen zu können, lassen sich nach einer zusammenschauenden Durchsicht der Ergebnisse zu den verschiedenen Gewaltvorkommen gegen Frauen und Kinder zwei Faktorenbündel als auffällig charakterisieren.

Da findet sich zunächst einmal die soziale Isolation des Opfers, in manchen Fällen auch des Täters oder der gesamten Familie, die sowohl Ursache als auch Folge von Gewalt sein kann. Soziale Isolation hindert das Opfer daran, sich Hilfe holen zu können, eine richtige Einschätzung der erlittenen Gewalt mit den damit verbundenen Gefühlen der Wut, Scham, Schuld und Angst vornehmen zu können und ermöglicht dem Täter, Abhängigkeiten zu vergrößern, Manipulationen vorzunehmen, freien Zugriff auf das Opfer zu haben und Interventionen von außen besser kontrollieren und abwehren zu können.

Das zweite auffällige Faktorenbündel stellen traditionelle Familien- und Erziehungsvorstellungen dar, die auf hierarchischen Geschlechter- und Generationenverhältnissen basieren, wie sie sich vor allem in einem ausgeprägten Besitzdenken und Verfügungsrecht gegenüber Frauen und Kindern, einem starren

Festhalten an einer geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung im Familien- und Berufsleben und in einer Sanktionierung von geschlechtsspezifisch abweichendem Verhalten zeigen. Traditionelle Familienideologien erlauben dem Mann, Macht gegenüber Frauen und Kindern, aber auch gegenüber anderen Männern² zu beanspruchen und diese nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Frauen kommt in dieser Ideologie nur vermittelte Macht zu, die sie gegenüber Kindern oder anderen zu pflegenden und betreuenden Personen, aber nicht gegenüber dem Mann ausüben.

Diese beiden Auffälligkeiten weisen zugleich den Weg, wo bei gewaltpräventiven Maßnahmen anzusetzen ist. Einerseits gilt es, dem Aufbau und der Pflege sozialer Kontakte große Aufmerksamkeit zu widmen, und andererseits gilt es, an einem egalitären Verständnis und Verhältnis zwischen den Generationen und Geschlechtern zu arbeiten.

Ist Aggression männlich?

- Weitere richtunggebende Informationen lassen sich aus den Erkenntnissen der Aggressionsforschung gewinnen. Dabei sind vor allem die Forschungsergebnisse von Anne Campbell von Bedeutung, die seit den 1980er-Jahren das Aggressionsverhalten bei Männern und Frauen untersuchte und dabei folgende geschlechtsspezifische Unterschiede entdeckte: Aggressionen werden von Frauen und Männern nicht nur in unterschiedlichem Maße ausgelebt – wie dies Kriminalstatistiken unmissverständlich belegen –, sondern sind für beide Geschlechter mit ganz unterschiedlichen Bedeutungen unterlegt.

Während Frauen Aggression als zeitweiligen Kontrollverlust betrachten, der von überwältigendem Druck und Schuldgefühlen verur-

sacht wird, sehen Männer Aggression als Mittel, Kontrolle über andere Menschen auszuüben, um dadurch Macht und Selbstwertgefühl zu erlangen. »Beide Geschlechter sehen eine enge Verbindung zwischen Aggression und Kontrolle, doch für Frauen ist Aggression das Versagen der Selbstkontrolle, während sie für Männer bedeutet, anderen die eigene Kontrolle aufzuzwingen.«³

Während Aggressionen für Männer nach Anne Campbell ein instrumentelles Mittel darstellen, um auf Bedrohungen von außen, wie Konkurrenz, Konflikte oder die Infragestellung ihrer männlichen Autorität, schnell und ziel führend reagieren zu können, sind sie für Frauen ein expressives Mittel, um Bedrohungen von innen, wie großen Stress, Überforderung oder aufgestaute Frustrationen auszudrücken.⁴

Aggressive Reaktionen sehen folgerichtig bei Frauen anders aus als bei Männern. So lernen Frauen zunächst auf alltägliche Frustrationen und Provokationen nicht mit Wut oder gezielter Gegenwehr zu reagieren. Hält die Provokation länger an, wird ihre Zurückhaltung dann gerne als Akzeptanz angesehen. Wenn Frauen also erst sehr spät die Beherrschung verlieren, fällt diese Aggression entsprechend expressiv, d.h. explosiv (schluchzen, schreien, Vorwürfe, Drohungen, Türen schlagen, um-sich-werfen mit Gegen-

»unweibliches« Verhalten

ständen) aus, was von den Frauen selbst als »unweibliches« Verhalten und Versagen ihrer Selbstdisziplin gewertet wird. Für die Beseitigung des Anlasses erweisen sich aber sowohl die Form ihrer Aggression als auch die negative Selbsteinschätzung als wenig nützlich und zielführend und kommen oftmals auch zu spät.⁵

Diese Beobachtungen lassen keineswegs den Schluss zu, dass Frauen weniger Wut als

Männer empfinden und deswegen seltener aggressiv reagieren, sondern dass sie ihre Wut länger zurückhalten, bevor sie sich ihrer explosiv entledigen. Anne Campbells Ansatz leistet insofern einen wichtigen Beitrag, als er »die scheinbare Geschlechtsunabhängigkeit der bisherigen Aggressions-Definitionen bezweifelt (Aggression nur als intendiertes und auf Verletzung gerichtetes Verhalten) und ebenso die geschlechtsneutrale Anwendbarkeit der beiden wichtigsten Aggressionstheorien (Frustration und soziales Lernen).«⁶

Auf Basis dieser unterschiedlichen kulturellen Aggressionsmuster lernen Mädchen im Zuge ihrer Sozialisation Aggressionen zu unterdrücken, während Jungen sie als wichtige Komponente von Männlichkeit kennen lernen. Insofern erstaunt auch die Beobachtung wenig, dass Männer, die Gewalt gegen ihre Kinder ausüben, eine größere Kontinuität zwischen eigenem Gewalterleben in der Kindheit und eigener Gewaltausübung aufweisen als Frauen, die ihre eigenen Gewalterfahrungen als weniger schädigend interpretieren und darin manchmal sogar einen Grund sehen, dass sie sich heute besser durchsetzen können und lebenstüchtiger geworden sind.⁷ Konsequenterweise halten sich viele Männer auch dann für gute Erzieher, wenn sie mit strenger Hand züchtigen. Demgegenüber werfen Frauen züchtigende Eltern als schlechte ErzieherInnen.⁸

Strukturen verändern

- Gewalt stellt sich im Lichte dieser Erkenntnisse in erster Linie als erlerntes Verhalten und nicht als biologisch determinierte Gegebenheit dar. Sie kommt in männlichen Biographien häufiger und selbstverständlicher vor als in weiblichen. Wird Gewalt gelernt, so muss sie auch wie-

der verlernt werden können. Dabei sollen zunächst zwei grobe Lernziele herausgehoben werden, die – und dies sei gleich vorweg festgehalten – nicht allein auf individuell-erzieherischer Ebene anzusiedeln sind, sondern immer auch auf strukturell-gesellschaftlicher Ebene.

Ein erstes unumgängliches Lernziel muss darin bestehen, Gewalt als ein inadäquates Mittel für die Lösung von Problemen, für den Umgang mit Frustrationen, für den »normalen« Umgang zwischen Frauen und Männern und Kindern anzusehen.

Dazu bedarf es auf gesellschaftlicher Ebene bewusstseinsbildender Maßnahmen für die Entwicklung gewaltfreier Konfliktbewältigungsformen und egalitärer Sichtweisen und Umgangsformen zwischen den Geschlechtern und Generationen. Durch entsprechende Maßnahmen ist

»Recht auf ein angstfreies Leben«

eine gerechte Verteilung von Macht, Geld, Pflege- und Erziehungsarbeit anzustreben. Diskriminierungen und Gewalthandlungen müssen sanktioniert werden (vgl. Gleichbehandlungsgesetze, Gewaltschutzgesetz mit Wegweiserecht, Rückkehrverbot, etc.).

Frauen und Kindern gegenüber signalisieren solche Maßnahmen, dass sie ein Recht auf ein angstfreies Leben haben und Gewalt nicht als unveränderlichen, zu erleidenden Bestandteil intimer Beziehungen akzeptieren müssen. In der derzeitigen Situation betreffen derartige gesellschaftspolitische Forderungen vor allem die männlichen Mitglieder, da den vorherrschenden Männlichkeitskonzepten, die den dominierenden Bezugsrahmen für gesellschaftliches Handeln abgeben, Gewalt immanent ist und sie somit vorrangig verändert werden müssen.

Ziel und Erfolg dieser Maßnahmen liegen darin, dass Männern dadurch ermöglicht wird,

empathisches Einfühlen, das im Rahmen herkömmlicher männlicher Sozialisationsprozesse kaum erlernt wird, entwickeln zu können. Empathie sich selbst und anderen gegenüber bewirkt einerseits, dass eigenes Gewalterleben in seinen verletzenden Dimensionen wahrgenommen werden kann, und andererseits, dass Grenzen anderer schneller akzeptiert und Opfer in ihrem Erleben verstanden werden können.

Empirisch lässt sich ein positiver Zusammenhang zwischen aktiver Mitbeteiligung der Väter an Erziehung und Pflege und geringeren (sexuellen) Gewaltvorkommen entdecken; kulturvergleichende Analysen zeigten gleichfalls, dass egalitäre Gesellschaften geringere Gewaltraten aufweisen. Auf Seiten der Frauen bewirken derartige Veränderungsmaßnahmen, dass sie bessere Bedingungen für symmetrische Beziehungskonstellationen vorfinden. Gleichzeitig erhalten Frauen, die nicht mehr bereit sind, traditionellen Mustern zu folgen, mehr Möglichkeiten, der abgelehnten Rollenzuschreibung zu entkommen, als nur durch Anpassung an männliche Dominanzmodelle, die nötigenfalls auch den Einsatz von Gewalt verlangen.⁹

Position beziehen

- Institutionen, wie Schulen und Kirchen müssen sich dann folgerichtig in einem ersten Schritt klar positionieren und zu erkennen geben, wie sie zu Gewalt, Erziehung und dem Umgang der Geschlechter und Generationen miteinander stehen. Dadurch signalisieren sie, ob sich bei ihnen Opfer oder Täter sicher fühlen können und welche Hilfe oder Konsequenzen diese zu erwarten haben.

Vor dem Hintergrund dieser strukturellen Veränderungsanstrengungen gelingt es auch im individuell-erzieherischen Bereich leichter, ge-

waltfreie Konfliktbewältigungsformen und ein respektvolles und anerkennendes Miteinander konkret einzuüben. Dabei kann es nicht darum gehen, dass Kinder und Jugendliche von höheren Hierarchieebenen herab dazu belehrt werden, sondern dieses Handeln muss quer durch alle Hierarchieebenen hindurch praktiziert werden. Dies verlangt vor allem eine hohe Reflexions- und Veränderungsbereitschaft auf den höheren Hierarchieebenen (LehrerInnen, GruppenleiterInnen, DirektorInnen, Eltern, Pfarrleitung, ...) und hier wiederum besonders von den männlichen Mitgliedern.

Gewalt erinnern

- In einem zweiten Lernziel geht es darum, ausgeübte Gewalt nicht zu entschuldigen und zu tolerieren, sondern als das zu erkennen, was sie ist: Gewalt. Das Verlernen von Gewalt erfolgt über genaues Erinnern, Identifizieren von Gewalt, Trauern über Erlittenes auf Opferseite, Einsehen von Unrecht und der Verantwortungsübernahme auf Täterseite und Erkunden von Möglichkeiten und Chancen, wann und wo Gewalt hätte beendet werden können.

Dabei bedarf es auf strukturell-gesellschaftlicher Ebene zunächst klarer gesetzlicher Vorgaben, die sowohl Tätern und Opfern als auch möglichen intervenierenden oder exekutierenden Stellen (Polizei, Beratungseinrichtungen, klinischen Stellen, ...) Orientierung zur Einschätzung der Tat geben. Auf der Ebene der verschiedenen involvierten Institutionen bedarf es zusätzlich eines fundierten Hintergrundwissens zu möglichen Reaktionsweisen auf Opfer- und Täterseite, um die richtigen Entscheidungen treffen zu können.

Als ein positives Beispiel seien hier die Schulungen der Exekutive durch qualifiziertes Fach-

personal in Österreich zu nennen.¹⁰ Exekutiv-beamtInnen erhalten dabei Einblick in die Dynamik von Gewaltbeziehungen, um zielgerichtet intervenieren zu können und die Gefahr abzuwehren, dabei weder in die Rolle des Sozialarbeiters zu fallen und dadurch möglicherweise ihr eigenes Leben zu gefährden noch die Gewaltsituation zu bagatellisieren und somit das Leben der Opfer aufs Spiel zu setzen.

Ein weiteres Beispiel lässt deutlich werden, wie im Rahmen von Sozialarbeit mit möglichen Täterreaktionen umgegangen werden kann. In

»Einblick in die Dynamik von Gewaltbeziehungen«

einem norddeutschen Jugendzentrum »Not-tulln« wurden im Rahmen eines Anti-Aggressions-Trainings vier gewaltbereite männliche Jugendliche unter anderem dazu aufgefordert, ihre Gewalttaten zu schildern. Die Jugendlichen sagten, dass sie dies nicht könnten, da sie ja »besoffen« waren, alles ganz plötzlich passiert sei und sie sich an nichts mehr erinnern könnten.

Dieser Mechanismus der Erinnerungsverweigerung bezeichnet eine normale Täterreaktion. Während die Berichte der Opfer meist sehr detailliert und realitätsnah Auskunft über die Vorfälle geben, neigen die Täter dazu, ihre Taten zu leugnen, herunterzuspielen (aus einem Messerstich in den Hals der Frau wird dann »a klans Schnittele«) oder sich eben nicht erinnern zu können. Im geschilderten Beispiel der Jugendlichen war diesen ein Zugang zu ihrer Erinnerung erst dann wieder möglich, als die BetreuerInnen kontinuierlich an der Beziehung zu den Jugendlichen arbeiteten und eine Vertrauensbasis aufgebaut hatten, aber ebenso beharrlich immer wieder nach den Gewalttaten gefragt hatten. Sie bekamen dann von den Jugendlichen eine detaillierte Schilderung ihrer Gewalttaten.¹¹

Dieses bewusste Erinnern ist die Voraussetzung für eine richtige Einschätzung der Tat, für die Übernahme von Verantwortung und die daraus resultierenden Konsequenzen wie für Verhaltensänderung und Wiedergutmachung. Dazu benötigen Täter die Unterstützung ihrer sozialen Umwelt, die sie sowohl institutionell-professionell als auch im alltäglichen sozialen Umgang

»mit ihren Taten konfrontiert«

wohlwollend, aber zugleich konsequent mit ihren Taten konfrontiert, Verantwortungsübernahme einfordert und möglichen vorgebrachten Entschuldigungen, die dem Alkohol, Schwierigkeiten im Beruf oder gar einem provozierendem Verhalten des Opfers die Schuld zuschieben, nicht erliegt.

Die in den letzten Jahren in verschiedenen Bereichen erfolgreich eingesetzte Form der Konfliktlösung, die Mediation, gilt bei familiärer Gewalt ähnlich dem Außergerichtlichen Tatausgleich nur als bedingt hilfreich. Beide Vorgehensweisen setzen symmetrische Verhältnisse zwischen den VerhandlungspartnerInnen voraus, die im Falle von Gewaltbeziehungen nicht gegeben sind. Vielfach begünstigen die erarbeiteten Lösungen dann den Täter, da die Opfer oft aus Angst sich die reale Situation nicht zu schildern oder keine adäquaten Forderungen zu stellen trauen.

Kontrolle ausüben

- Gewalt als Gewalt zu erkennen bedeutet in letzter Konsequenz auch Sozialkontrolle auszuüben. Es erfordert Zivilcourage, bei ansteigendem Lärmpegel in der Nachbarwohnung nicht die Fenster zu schließen oder den Fernseher lauter zu stellen, sondern die Polizei zu in-

formieren, dem Kind/der Frau zu Hilfe zu eilen, die Eltern/den Mann zur Rede zu stellen ...

In einer individualisiert vorgestellten Welt stellen solche Forderungen ziemliche Herausforderungen dar. Haben wir uns nicht gerade erst den Fängen einer lebensbehindernden Sozialkontrolle durch die Flucht ins Private entzogen? Sozialkontrollierendes Verhalten, das sich dem Opfer verpflichtet weiß, kann sich bei den bestehenden Machtverhältnissen zwischen den Geschlechtern und Generationen aber nicht dem Diktat des Privaten beugen. In diesem Zusammenhang kommt vor allem der Intervention von Mann zu Mann große Bedeutung zu.

Beitrag der Kirchen

- In einem letzten Punkt sei der Blick noch auf die Kirchen und ihren möglichen Beitrag ge-

lenkt. Da gilt es zunächst die Frage zu stellen, wo die Realität der Gewalt, vor allem in ehelichen und familiären Beziehungen, erinnert und als Gewalt benannt und abgelehnt werden könnte? Idealtypische Vorstellungen, wie sie oft in Predigten, in Eherunden, in Kinder- und Jugendstunden oder auch im Religionsunterricht zutage treten, könnten Opfer und Täter auf vollkommen falsche Spuren lenken.

Dem lässt sich entkommen, wenn die theologische Rede von Gott unter die »Autorität der Leidenden«¹² gestellt wird, d.h. in diesem Zusammenhang, wenn Reden und Handeln an der Opferperspektive ausgerichtet werden. Konkret könnte dies, um ein Beispiel herauszugreifen, bedeuten, dass im Taufritual Gewalt als konkrete Form des Bösen, der es zu wider-sagen gilt, zur Sprache kommt und bereits in der vorausgehenden Taufkatechese zum Thema gemacht wird.

¹ Vgl. näher Andrea Lehner-Hartmann, *Wider das Schweigen und Vergessen. Gewalt in der Familie: Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse und praktisch-theologische Reflexionen*, Innsbruck 2002.

² Vgl. näher dazu das Konzept »hegemonialer Männlichkeit« in Erich Lehner, *Männer an der Wende. Grundlagen kirchlicher Männerarbeit*, Innsbruck 2001, 216ff.

³ Anne Campbell, *Zornige Frauen, wütende Männer. Wie das Geschlecht unser Aggressionsverhalten*

bestimmt, Frankfurt a. M. 1995, 10f u. 15.

⁴ Ebd., 22f.

⁵ Vgl. Schmerl, Anm. 3, 206.

⁶ Ebd., 207.

⁷ Vgl. Beate Wimmer-Puchinger/Barbara Reisel/Marie-Luise Lehner/Marietta Zeug/Margarethe Grimm, *Gewalt gegen Kinder*, Teil 2, hg.v. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Wien 1991, 308.

⁸ Günter Pernhaupt/Hans Czermak, *Die gesunde Ohrfeige macht krank. Über die alltägliche Gewalt im Umgang mit Kindern*, Wien

1980, 138 u. 180.

⁹ Vgl. Kirsten Bruhns/Svendy Wittmann, »Ich meine, mit Gewalt kannst du dir Respekt verschaffen«. Mädchen und junge Frauen in gewaltbereiten Jugendgruppen, Opladen 2002.

¹⁰ Birgit Appelt/Angelika Höllriegl/Rosa Logar, *Gewalt gegen Frauen und ihre Kinder*, in: *Gewalt in der Familie: Gewaltbericht 2001*, hg. v. Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen, Wien 2001, 433ff.

¹¹ Annita Cladder-Micus/Michael Kohaus,

Integrative Arbeit mit gewalttätigen, rechten Jugendlichen und ambulantes Anti-Aggressivitätstraining, in: B. Stickelmann, *Zuschlagen oder Zuhören. Jugendarbeit mit gewaltorientierten Jugendlichen*, Weinheim 1996, 117ff.

¹² Johann Baptist Metz, *Im Eingedenken fremden Leids. Zu einer Basiskategorie christlicher Gottesrede*, in: J.B. Metz/J. Reikerstorfer/J. Werbick, *Gottesrede*, Münster 1996, 13.

Materialien zum Thema »Gewalt in der Familie – Gewalt gegen Frauen«:

Reichhaltige Homepage von Women Against Violence Europe – eines Netzwerkes von über 1000 NGOs, die sich gegen die Gewalt gegen Frauen und Kinder

engagieren: <http://www.wave-network.org>
 Informationsstelle gegen Gewalt der autonomen Frauenhäuser Österreichs: <http://www.aoeff.at>